

Ein kritischer Rückblick auf die 68er-Bewegung in Osnabrück

Der Mythos des großen „Nein“

8.Mai 2018, Gerd Held

Bevor man über die Bewegung spricht, die diese Jahreszahl im Namen führt, sollte man versuchen, sich ein Bild von der damaligen Stadt zu machen. Wenn ich mir die Stadtansicht von damals in Erinnerung rufe, muss ich merkwürdigerweise an Schornsteine denken. Ja, damals rauchten noch weithin sichtbar die Schornsteine der Industrie. Das Osnabrück der 1960er Jahre war eine geschäftige Stadt, eine raue Stadt, eine unfertige Stadt. Zwar gab es keine Trümmerberge mehr, aber die Spuren des Krieges waren noch da: viele Baulücken; Häuser, die nur aus dem Parterre bestanden; in der Altstadt viele auffällige Häuser; als ich (Jahrgang 1951) ans Ratsgymnasium kam, standen daneben noch die britischen Wellblechkasernen. Die Stadt war in vieler Hinsicht prosaisch-grau, aber trotzdem interessant. Die Gegenstände des Alltags waren nicht so vielfältig, aber sie hatten mehr Gewicht – so scheint es mir – auch für einen Jugendlichen. Man war Fan bestimmter Automarken, bewunderte Kofferradios und Tonbandgeräte, in der Klasse wurden LPs getauscht – dazu kam bei mir der Sport in der Leichtathletik-Abteilung des OTB. Man hatte also echte Sehnsuchts-Objekte und hat das zunächst nicht als „Gegenkultur“ oder Rebellion gegen eine herrschende „autoritäre Unterdrückung“ verstanden. Eher sollte man von einer modernen Normalität mit ihren verschiedenen Entwicklungssträngen, allmählichen Fortschritten, begrenzten Konflikten sprechen, die im Laufe der 1960er Jahre die Sondersituation des Wiederaufbaus ablöste. So ist die Erzählung von einer stummen, stumpfen, bleiernen Zeit, die erst durch die 68er Bewegung aufgesprengt werden musste, ein Mythos.

Und doch hat diese Erzählung mich gegen Ende dieses Jahrzehnts (und noch ein ganzes weiteres Jahrzehnt) in Bann geschlagen. Es war die Selbst-Legitimation, mit der ich als Oberschüler ein 68er-Akteur in Osnabrück wurde. Um das zu verstehen, reicht der Hinweis auf einzelne (berechtigte) Anliegen des Protests nicht aus. Es war auch nicht einfach ein Gefühl, das hier spontan zum Ausbruch kam. Es war mehr im Spiel. „1968“ hatte eine geistige Dimension. Hier wurde ein genereller Geltungsanspruch erhoben: auf Veränderung der Welt, des Lebens, des Menschen. Über diese geistige Fracht der 68er Bewegung muss gesprochen werden.

Eine Parole klingt mir nach: Auf der Vietnam-Demonstration riefen wir „USA – SA – SS“. Die Gleichsetzung der USA mit der SS und SA, wie maßlos und selbstgerecht das war. Hier wurden Welturteile gefällt, die zugleich Geschichtsrevisionen waren. Und eine ähnlich große Fracht bekamen alle Protestthemen. Auch dort, wo es um Alltagsthemen ging - den öffentlichen Nahverkehr, die Tageszeitung oder den Schulunterricht - sollte gleich „das ganze Leben“ geändert werden. Man erhob sich zum Richter über die Welt und präsentierte sich zugleich als Pionier einer zwangsfreien Lebensform – mit dem Anspruch, dass die ganze Gesellschaft eine andere zu werden hat und die Individuen „neue Menschen“ werden sollen. Das war, aus dem Munde von Oberschülern – die in Osnabrück mangels Studenten die Federführung hatten – eine geradezu klassisch-provinzielle Anmaßung. Aber dieser Weltanspruch war natürlich kein Osnabrücker Schülerproblem, sondern in den bekannten Universitätsstädten

kaum weniger groß. Mehr noch: Die Berufung auf eine besondere Tiefe oder Höhe unserer Kultur hat historisch mehrmals eine problematische Rolle gespielt. Die „Verführbarkeit des bürgerlichen Geistes“, wie Helmuth Plessner es ausdrückte, ist eine deutsche Problemzone.

So gesehen fällt bei der 68er-Bewegung auf, dass sie mit der prosaischen (politischen und wirtschaftlichen) Rolle des Bürgertums (und der Arbeiterschaft) sehr abschätzig umging. Im Unabhängigkeitsstreben der „3. Welt“ sah man eine von Bürgerlichkeit nicht verfälschte Ursprünglichkeit der Völker am Werk. Und die bundesdeutsche Gesellschaft wurde insgesamt unter den Generalverdacht des „autoritären Charakters“ gestellt. Bürger und Arbeiter sollten also von sich selbst befreit werden. Diese Kulturrevolution war nicht einfach eine Lockerungsübung, sondern beinhaltete eine massive und intime Beeinflussung. Sie brachte auch bald ihre eigenen Machtfiguren und eine zunehmend sterile, verwinkelte Sprache hervor. Der Zauber des Anfangs, der 1968 in Osnabrück noch groß war, hielt nicht lange vor. Der Autor dieser Zeilen erinnert sich an einen Bundeskongress des „Aktionszentrums Unabhängiger und Sozialistischer Schüler“ Ende 1969, der zur Bühne für alle möglichen Egomane, Dauerredner und Exoten wurde. Ich fuhr mit dem Gefühl nach Hause, dass es so nicht geht. War das Problem damit erledigt?

Nein, und hier muss von einer zweiten Verführung gesprochen werden, in die ich mich dann über Jahre tief verwickelt habe - der Marxismus. Es waren zwei Lektüren, die mich damals auf Anhieb fasziniert haben: die Feuerbach-Kritik von Marx und die damit verbundene „materialistische“ Geschichtsauffassung. Und eine Erläuterung der ökonomischen Theorie, die ich in einer längeren Einführung ins Marxsche „Kapital“ fand. Was hat mich da fasziniert? Ich denke, es war die plausible Erklärung der neuzeitlichen Wirklichkeit. Meine altsprachlich-humanistische Bildung hatte gereicht, um der „antiautoritären“ Umwälzung der Weltgeschichte zu misstrauen. Aber diese Bildung hatte eine große Lücke: Über unsere Epoche, die Moderne, erfuhren wir wenig. Autoren wie Voltaire, Montesquieu, Montaigne, Tocqueville, Hobbes, Locke, Adam Smith, Ricardo kannten wir nicht. Damit waren auch die Diskussionen über Marktwirtschaft und Verfassungsstaat, die in den Anfangsjahren der Bundesrepublik geführt wurden, für uns nicht präsent. Natürlich hätte ich die Möglichkeit gehabt, das auf eigene Faust zu entdecken. Stattdessen wurde für mich die Hinwendung zum Marxismus zur Ersatzlösung.

Und so ging es einem beträchtlichen Teil der 68er. Indem das Verständnis der Moderne „über Marx“ erworben wurde, stand die Moderne von vornherein unter einem negativen Vorzeichen. Die historische Legitimität der bürgerlichen Ordnung war abgelaufen. Alle positiven Erkenntnisse waren damit gleich wieder durchgestrichen. Auch unser Interesse an der Lage in den Osnabrücker Industriebetrieben stand damit von vornherein unter dem Vorzeichen eines finalen Klassenkampfes. Die negative Grundhaltung, mit der wir der Bundesrepublik (und unserer Stadt) begegneten, hatte uns auf einen anderen Irrweg geführt.

So fällt meine Gesamtbilanz kritisch aus. Gewiss kann man einwenden, dass im Zuge von „1968“ auch gute und schöne Dinge getan wurden. Dass es richtige Protestanliegen gab. Aber dazu hätte man nicht die Suche nach dem großen Anderen gebraucht, die diese Bewegung als ihr Distinktionsmerkmal ansah, und die ihr Treibstoff war. „1968“ steht für eine Grundhaltung, für einen geistig-moralischen Bruch mit der Normalität der Moderne. Das war deshalb besonders gravierend, weil es in den 1960er Jahren eigentlich darum gegangen wäre, den politischen und wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands auch geistig zu festigen. Aber hier stellt die 68er Bewegung eine Kehrtwende dar. Das vorsichtige und allmähliche Aufbauwerk, das viele Menschen guten Willens – in Politik, Wirtschaft, Kunst und Wissen-

schaft – in den 1950er Jahren begonnen hatten, wurde nicht fortgesetzt. Stattdessen kam es, gewollt oder ungewollt, zu einer ungünstigen Konstellation: Mit der „kulturellen Revolution“ wurde die Kultur gegen Wirtschaft und Staat in Stellung gebracht. Fruchtbare Diskussionen über die institutionelle Ordnung von Wirtschaft und Politik wurden abgebrochen. Für die junge Bundesrepublik war das ein großer Rückschlag.

Gibt es heute eine vergleichbare Problematik? Diese Frage kann hier nicht beantwortet werden. Wichtig ist, im Nachdenken über 1968 an die Aufgaben zu erinnern, die damals liegen geblieben sind.

(Manuskript vom 8.5.2018, erschienen als Buchbeitrag in: Reiner Wolf (Hg.), Protest und Aufbruch – „68“ in Osnabrück. Oldenburg 2018)